

(alte) Heimat und (neue) Ferne – Impulse aus der Diaspora –



In unserem dritten Newsletter setzen wir uns mit verschiedenen Erfahrungen der Diaspora auseinander. Viele unserer Kolleg*innen sind nicht in Deutschland geboren und können uns einiges über ihr Leben hier, ihre kulturelle Identität, transkulturelle Verschmelzungen aber auch von Schwierigkeiten und Diskriminierungserfahrungen berichten.

Doch, was bedeutet Diaspora eigentlich? Der Begriff bedeutet wörtlich "Zerstreuung" und ist eng verknüpft mit Vertreibung, Leben im Exil und dem anschließenden Aufbau einer Community innerhalb einer neuen, anderen Gesellschaft. Wie unterscheidet oder überschneidet sich also Kulturvermittlung in neuer und alter Heimat? Bietet das Leben in diasporischen Strukturen die Möglichkeit eines erleichterten Einstieges in andere Formen des Zusammenlebens?

Wir möchten die vielschichtigen Perspektiven von Migration, Flucht und Integration in den Blick nehmen.

Die folgenden Texte enthalten die persönlichen Standpunkte, Meinungen und Erfahrungen der Interviewpartner*innen und Autor*innen. Sie spiegeln nicht in allen Punkten den Standpunkt des fka als Verein wider. Dennoch legen wir Wert darauf, auch kontroverse Ansichten abzubilden.

Allerdings: ein Newsletter allein reicht nicht aus, um all den unterschiedlichen Sichtweisen und Stimmen Gehör zu verschaffen. Deshalb wird uns das Thema Diaspora auch in den zukünftigen Newslettern begleiten.



Sri Lanka: Distanz durch Kontinuität

Vor 15 Jahren kam Sriranjani (nachfolgend Ranji genannt) als Geflüchtete aus Sri Lanka nach Deutschland. In einem Interview haben wir über das Thema Diaspora und Heimat gesprochen, darüber, wie sich sri-lankische Tamil*innen in Deutschland vernetzen, was Kultur überhaupt ist und wie sie von Ranji gelebt wird.

Auf Sri Lanka leben viele verschiedene ethnische Gruppen – ein Großteil der Bevölkerung sind Singhalesen, etwa 11% sind Tamilen. Seit der Epoche der britischen Kolonialherrschaft ist die Insel von innerstaatlichen Konflikten geprägt, die nach der Unabhängigkeit in den 1980er Jahren in einem Bürgerkrieg mit tamilischen Separatisten im Norden des Landes gipfelten. Die historischen Hintergründe sind zum Verständnis von Ranjis Geschichte notwendig und werden daher kurz umrissen.

Der erste gewählte Premierminister Sri Lankas (Don Stephen Senanayake) betrieb eine innenpolitische Singhalisierung – sri-lankischen Tamil*innen wurden Bürgerrechte und Wahlrecht entzogen, sie wurden faktisch staatenlos. Die Singhalisierung betraf viele Bereiche des Lebens: Sinhala wurde zur einzig gültigen Staatssprache erklärt, Tamil*innen in öffentlichen Diensten und im sozialen Umfeld benachteiligt und verfolgt. Die Vereinigung Liberation Tigers of Tamil Eelam (LTTE) forderte mehr Rechte für die Tamil*innen, verübte Anschläge auf singhalesische Einrichtungen und wurde schließlich zu einer Terrororganisation erklärt. In den Anfängen des Bürgerkriegs flohen viele Sri Lanker*innen nach Europa, Kanada, Australien oder in die USA.

Aktuell leben ca. 30.000 Sri Lanker*innen in Deutschland (Quelle: Stat. Bundesamt). Die meisten von ihnen sind Geflüchtete des Bürgerkriegs. In einem Gespräch mit unserer Mitarbeiterin Ranji wollen wir erfahren, wie sie die tamilische Diaspora in Deutschland erlebt. Vor dem Gespräch gehen wir davon aus, dass sich eine religiöse oder ethnische Gruppe

in einem "fremden" Land zu vernetzen sucht, um so die eigene Kultur zu leben und zu rekonstruieren. Doch ist das die Realität für die tamilische Diaspora?

Ranji kam vor 15 Jahren als Geflüchtete nach Deutschland, wohnt in Karlsruhe und ist mit einem tamilischen Mann verheiratet. Auf die Frage, ob sie sich hier oft mit Menschen aus Sri Lanka trifft, antwortet sie: „Eigentlich nicht [...]“. Sie persönlich hat in Deutschland kaum positive Erfahrungen mit Menschen aus ihrer Heimat gemacht und sich nie aktiv zu Treffen verabredet. Ranji erzählt, dass die unterschiedlichen Lebensstile der Tamil*innen in Deutschland oft Grund von Gerüchten und sozialer Vorurteile sind. Der Sari beispielsweise ist für manche eine traditionelle Pflicht, für andere wiederum umständlich und schwer zu tragen. So kleidet Ranji sich nur an besonderen Feiertagen in einen Sari und legt den traditionellen Goldschmuck an, für den Alltag findet sie dies jedoch wenig praktikabel.



Ihre Einschätzung zu Problemen zwischen sri-lankischen Ethnien und Religionen über die Landesgrenzen hinweg decken sich mit unseren literarischen Recherchen: verschiedene sri-lankische Communities sind auch in Deutschland oft strikt voneinander getrennt. Ranji kritisiert, dass viele Menschen aufgrund des Bürgerkrieges geflüchtet sind, die grundlegenden Auseinandersetzungen in ihren Einstellungen gegenüber anderen jedoch fortführen. Im Gespräch wird deutlich, dass die sri-lankische und auch die tamilische Gemeinschaft intern stark gespalten sind und sich nicht nur in regionale Herkunft und Kastenzugehörigkeit sondern auch in sozioökonomische Schichten unterteilen. Es gibt also kaum eine gemeinsame "kulturelle Identität" – eine Erklärung für die geringe Vernetzung der tamilischen Diaspora in Deutschland?

Was die Religion betrifft, so ist sie ein eher geringer Kommunikationsfaktor außerhalb der eigenen Familie. Die in Deutschland lebenden Tamil*innen sind zu etwa 80% hinduistischen

und zu 15% katholischen Glaubens. Interessant hierbei ist, dass die Zahl der zum Christentum konvertierenden Hinduist*innen in Deutschland stetig wächst. Es gibt sowohl große tamilisch-christliche Gemeinden (Living Word Church) als auch einige hinduistische Tempel (u. a. in Hamm), die über ganz Deutschland verteilt sind.

Obwohl Ranji nicht gerne über Religion spricht berichtet sie, dass sie nach hinduistischen Glaubensregeln erzogen wurde. Erst nachdem sie ihren Mann kennenlernte, konvertierte sie zum katholischen Glauben. Ranji's Mann kann sich nicht mit den hinduistischen Traditionen anfreunden, die sie jedoch gerne in Deutschland weiterführen würde. Eine mögliche Erklärung für die Zurückhaltung in der Ausübung der Religion mag in den religiösen Auseinandersetzungen zwischen Christen und Hindus zu finden sein, die zwischenmenschlich oft auch in Deutschland fortgeführt werden. Derlei Konflikte stoßen bei Ranji auf Unverständnis. Ihrer Meinung nach ist Gott alles und jeder Mensch sollte Respekt vor dem Glauben anderer haben. Sie selbst respektiert die katholischen Feiertage und führt zugleich hinduistische Traditionen fort.

Die Grenzen beider Religionen innerhalb eines kulturellen Rahmens sind oft fließend. Während sich Angehörige in Sri Lanka häufig als Kontrahent*innen einander gegenüberstehen, nimmt die eine Religion in der Diaspora Elemente der jeweils anderen an. Katholische Traditionen mischen sich mit hinduistischen. Ein Beispiel aus Ranjis Umfeld: in der Weihnachtszeit werden bei ihr zu Hause nicht nur Plätzchen gebacken, sondern auch tamilische Süßigkeiten zubereitet, die normalerweise nur an besonderen hinduistischen Feiertagen gereicht werden.

Trotz all der Unterschiede zwischen Herkunftsland und Diaspora gibt es eine Gemeinsamkeit, die sich sowohl in der Literatur als



auch im Gespräch mit Ranji herauskristallisiert: die Familie. Angehörige vernetzen sich auch über weite Distanzen hinweg, insbesondere über die sozialen Medien. Hochzeiten werden im großen Rahmen zelebriert und familiäre Traditionen auch in Deutschland fortgeführt. Die Erziehung der Kinder erfolgt meist mit einer sehr starken Familienbindung. Der Zusammenhalt und die Werte der Familie sind wichtiger als das Individuum. Sie bietet einen sicheren Rahmen für größere oder kleinere Rituale.

So ist beispielsweise die Hilfe beim Wickeln des Saris unter Frauen ein fester Bestandteil festlicher Vorbereitungen. Ranji's Kinder wachsen sowohl in einem tamilischen/sri-lankischen als auch in einem von der deutschen Kultur geprägten Umfeld auf. Kulinarisch

überwiegt jedoch die tamilische Küche: mindestens vier Mal in der Woche werden tamilische Gerichte gekocht, an den übrigen Tagen gibt es deutsches Essen.

Wie und ob sie hier ihre Kultur auslebt, kann Ranji ad hoc nicht sagen. Was bedeutet Kultur überhaupt? Für sie beinhaltet Kultur vor allem den Respekt voreinander und die Liebe zwischen den Menschen. Für Ranji ist Kultur die Freiheit, anzuziehen was sie will und was ihr gefällt. Das gilt für sie sowohl in Sri Lanka, als auch in Deutschland und über jede Grenze hinweg.

Eritrea: Politik kann niemand entkommen

Job ist ein gefragter Mann und trotz seiner 74 Jahre stets beschäftigt. Als wir ihn am Telefon fragen, ob er für ein Interview zum Thema Diaspora bereit wäre, hört man im Hintergrund das fröhliche Lachen seiner Enkelkinder. Unser Gespräch findet online statt, nachdem seine Tochter die Enkelkinder abgeholt hat. Die nächsten eineinhalb Stunden bleibt Jobs Handy auf fast wunderbare Weise still, was er mit einem Lachen erkennt: "Ich bekomme eigentlich ständig Anrufe!" In diesem Beitrag erfahren wir mehr über Jobs Engagement für und als Teil der eritreischen Diaspora in Karlsruhe.



Job lebt seit 1981 in Deutschland. Aus seinem Heimatland Eritrea floh er, wie ca. ein Drittel der Bevölkerung, während des Unabhängigkeitskrieges (1961-1991). Im Verlauf seiner Jahre in Deutschland arbeitete er als Drucker, danach als Chemiker. Seit vier Jahren ist er für den fka als Berater und Dolmetscher für Geflüchtete ehrenamtlich tätig. Um einen Kontext für Jobs Erfahrungen und Aussagen zu schaffen, müssen wir uns kurz mit der modernen Geschichte Eritreas befassen, denn die Entstehung der eritreischen Diaspora ist untrennbar damit verbunden.

Als Nationalstaat ist Eritrea der zweitjüngste auf dem afrikanischen Kontinent, die formelle Unabhängigkeit von Äthiopien erlangte das Land nach langjährigem Unabhängigkeitskampf erst 1993. Strategisch günstig an der Küste des Roten Meeres gelegen, blickt das Land auf eine bewegte Geschichte zurück. Die heutigen Landesgrenzen sind eine Folge der italienischen Kolonialisierung 1890 – 1936. Durch ein Mandat der Vereinten Nationen entstand nach dem zweiten Weltkrieg eine Föderation der Provinz Eritrea mit dem Kaiserreich Äthiopien. Diese Föderation wurde 1962 offiziell aufgelöst, nachdem der äthiopische Kaiser Haile Selassie die Provinz Eritrea quasi annektierte. Schon ein Jahr zuvor hatten Separatisten zu den Waffen gegriffen. Die 1960 gegründete Eritreische Befreiungsfront (Eritrean Liberation Front, ELF) leitete einen Unabhängigkeitskrieg ein, der bis 1991 andauerte.

Anfang der 1970er Jahre spaltete sich die Eritreische Volksbefreiungsfront (Eritrean People's Liberation Front, EPLF) als christlich dominierter Flügel von der muslimisch/christlich dominierten ELF ab und die beiden Organisationen befanden sich in einem bürgerkriegsähnlichen Zustand, bevor die EPLF Ende der 1970er die Oberhand gewann. Die EPLF konnte sich, zum Teil bedingt durch den Zusammenbruch des kommunistischen Regierungssystems in Äthiopien 1991, in ganz Eritrea durchsetzen und verkündete nach einem Referendum 1993 die Unabhängigkeit Eritreas. Ein Jahr später benannte sich die EPLF in Volksfront für Demokratie und Gerechtigkeit (People's Front for Democracy and Justice, PFDJ) um und bildet seitdem unter der Führung Isaias Aferwerkis die einzige zugelassene politische Organisation oder Partei in Eritrea.



Die eritreische Regierung, inzwischen eine Militärdiktatur, geht aggressiv gegen ihre eigene Bevölkerung vor. Regierungskritiker*innen, Deserteur*innen, und im Ausland Asyl ersuchende Eritreer*innen wurden und werden inhaftiert. Fast eine halbe Million Menschen musste 2017 das Land verlassen. Die meisten von ihnen flohen in das benachbarte Äthiopien und den Sudan, dicht gefolgt von Deutschland, dem drittgrößten Aufnahmeland für Eritreer*innen im Jahr 2017 (The American Team for Displaced Eritreans, 2019).

Über das Patenschaftsprogramm „Menschen stärken Menschen“ setzt sich Job Maasho als Mentee für geflüchtete Eritreer*innen ein, um ihnen das Ankommen zu erleichtern, ihre Selbstständigkeit im Alltagshandeln zu fördern sowie Missverständnisse und Fehlinformationen zu bekämpfen. „Ich möchte helfen, damit sie mit ihrer Situation zurechtkommen und zufrieden sind.“ Dieses Ziel verfolgt Job in seiner wöchentlichen Ostafrika-Sprechstunde im Menschenrechtszentrum. Er berät in den Sprachen Tigrinia, Amharisch, Englisch und Deutsch. Neben seinem Sprechstundenangebot steht Job auch als Dolmetscher in der Rechtsberatung sowie bei externen Terminen z. B. in Schulen, im Jugendamt, bei Ärzt*innen, bei Gericht usw. zur Verfügung. Außerdem dolmetscht er bei transkulturellen

Workshops für Ehrenamtliche und Geflüchtete. Und wenn er nicht gerade seine Sprechstunde durchführt oder Menschen auf Termine begleitet kann man wetten, dass Job telefoniert. Die Fragen und Anliegen seiner Patennehmer*innen sind nicht an feste Tage und Zeiten gebunden.

Aus Jobs Sicht ist die Arbeit innerhalb der Diaspora aufgrund ihrer Politisierung schwierig. Die eritreische Regierung beeinflusst bewusst das Verhältnis zwischen den in der Diaspora lebenden Eritreer*innen, deren Anzahl aufgrund mehrerer Ströme der Zwangsmigration kontinuierlich zunimmt. Der Kampf um die Unabhängigkeit dauerte über drei Jahrzehnte ohne offizielle externe Hilfe aus den Ländern des globalen Nordens inklusive des sogenannten Ostblocks. Aufgrund dessen musste Eritrea auf seine eigenen Ressourcen zurückgreifen, vor allem auf die Menschen in der Diaspora. Die EPLF erkannte die Bedeutung ihres Engagements früh und gründete Massenorganisationen, später abgelöst von sogenannten mahbere-kom, vorgeblich unpolitische Kultur- oder Gemeindeverbände – mit Zweigstellen in Übersee -, um die Diasporagemeinschaften zu organisieren sowie Spenden zu sammeln.



Jobs persönliche politische Einstellung beeinflusst ebenfalls seine Arbeit und seine Beziehung zur Diaspora. Während er als Privatperson immer bereit ist, Menschen zu helfen, unabhängig davon ob sie Regierungsanhänger*innen sind oder nicht, hofft er, durch seine Arbeit regierungstreue Menschen eine andere politische Sichtweise anzubieten. „Ich möchte, dass sie sehen, wie die Regierung wirklich ist, damit sie sich davon distanzieren.“

Job berichtet, dass die politische Spaltung innerhalb der Diaspora zu einem gegenseitigen Misstrauen beiträgt. Beispielsweise fürchten sich viele Geflüchtete, die er betreut, vor regierungstreuen Dolmetscher*innen, die ihre Aussagen bei Asylanhörungen falsch übersetzen bzw. weitergeben könnten.

Wie Job anmerkt, können sich Eritreer*innen in Deutschland dem Einflussbereich des autoritären Regimes von Isaias Afewerki nicht vollständig entziehen. Ein Beispiel hierfür ist die sogenannte Diaspora-Steuer, die 1993 von der aus EPLF-Führung bestehenden Übergangsregierung eingeführt wurde, um den Wiederaufbau der Nation zu fördern. Sie verlangt, dass im Ausland lebende Eritreer*innen zwei Prozent ihres Einkommens abführen, unabhängig davon, ob das Einkommen aus Arbeit oder Sozialleistungen erzielt wird. Rund ein Drittel des eritreischen Haushalts allein stammt aus der Diaspora-Steuer (Quelle: Hirt,

für Bundeszentrale für politische Bildung, 2020). Die Bescheinigung, die Eritreer*innen nach Entrichtung dieses Beitrags erhalten, ist Voraussetzung für Pass- und Urkundenbeschaffung sowie Leistungsanspruch eritreischer Botschaften und muss vorgelegt werden, um Eigentum in Eritrea zu kaufen oder erben zu dürfen. Dies ist auch der Grund, weshalb Jobs Elternhaus immer noch unter dem Namen von Jobs verstorbenen Eltern registriert ist. Da Job sich gegen die Diaspora-Steuer wehrt, kann er das Haus nicht offiziell erben. Seine Kinder bekommen aus demselben Grund keinen eritreischen Pass ausgestellt. "Wir brauchen aber keinen Pass, um eritreisch zu sein," erklärt Job.



Job betont, es gäbe nicht die eritreische Kultur: „Viele Kulturen machen Eritrea aus. Die neun Nationalitäten haben ihre eigenen Eigenschaften und zusammen bilden sie Eritrea.“ Beispielsweise sind die Tänze, die in Deutschland als ‚eritreischer Tanz‘ bezeichnet werden, je nach kulturellem Hintergrund der Tänzer*innen unterschiedlich. Dabei bezieht sich Job auf die neun größeren ethnischen Gruppen seines Heimatlandes. Die größte sind die Tigri-nya (55%), deren Sprache Tigrinya seit 1952 neben Arabisch die Amtssprache Eritreas ist und die innerhalb der eritreischen Regierung und dem Militär am stärksten vertreten sind.

Religion spiele eine große Rolle im Alltag für die eritreische Diaspora und den meisten christlichen und muslimischen Eritreer*innen sei es wichtig, die religiösen Feste zu feiern. „Eritreische Menschen kommen über verschiedene Wege nach Deutschland und Religion begleitet sie durch alle Probleme,“ sagt Job dazu. Auch ein gegenseitiges Beachten und Gratulieren zu den jeweiligen christlichen und muslimischen Feiertagen findet innerhalb der Diaspora statt. Job selbst bezeichnet sich als Atheist und pflegt seine eritreischen kulturellen Traditionen weniger streng als viele seiner Landsleute.

Viele Menschen trauen sich dennoch nicht mehr in die Kirchen, da sie mit dem politischen Konflikt nichts zu tun haben wollen. „Eritreer[*innen] suchen einen Ort, an dem sie ihren Glauben ausüben können und wir wollten einen Ort gründen, wo Leute ohne Druck von der Regierung beten können,“ erzählt Job. Daher setzte er sich für die Gründung einer regierungsunabhängigen Kirche in Form eines Vereins in Karlsruhe ein. Die Mehrheit der nach Deutschland fliehenden Eritreer*innen sind eritreisch-orthodoxe Christen. In anderen Städten seien die eritreisch-orthodoxe Kirchen von der Regierung beeinflusst, die Pfarrer würden mit der Einwilligung der eritreischen Regierung nach Deutschland kommen und sammeln für kirchliche Leistungen wie Taufen und Eheschließungen Gebühren.

Zur Frage, ob es trotz der politischen Auseinandersetzungen auch gegenseitige Unterstützung innerhalb der Diaspora gibt, merkt Job an: „Am Anfang helfen sich die Leute gegenseitig. Vor allem in schwierigen und herausfordernden Situationen helfen sie viel. Nach einiger Zeit verläuft sich das aber, wenn die [asylrechtlichen] Probleme behoben wurden.“ Er verstehe das Phänomen nicht und wovon die Menschen es abhängig machen, ihren Landsleuten zu helfen.

Wie sieht es bezüglich politischer Einstellung bei der nächsten Generation von Eritreer*innen in der Diaspora aus? Die Beteiligung der Diaspora-Jugend zu stärken ist ein Anliegen der eritreischen Regierung, die 2004 die Junge Volksfront für Demokratie und Gerechtigkeit (Young People’s Front for Democracy and Justice, YPFDJ) einrichtete. Das Bild Eritreas, das bei deren Veranstaltungen gefördert wird, unterscheidet sich stark von der gelebten Realität der jungen eritreischen Geflüchteten, die vor allem vor dem auf unbestimmte Zeit verlängerten obligatorischen nationalen Dienst (Warsay-Yikealo Development Campaign, WYDC) geflüchtet sind. Job sagt, er könne sich nicht in die junge Generation hineinversetzen aber bezieht sich auf seine Kinder, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind: „Meine Kinder spüren den Konflikt, sie haben aber eine neutrale Einstellung.“ Der Grund hierfür sei, dass die Kinder den Konflikt bzw. den Krieg nicht selbst erlebt haben und sie sich weniger intensiv mit der Historie und dem Hintergrund von Eritrea befassen. Allerdings wünschen sie sich auch, dass Eritrea ein demokratisches Land wird. Und wie können die nächsten Generationen diese Konflikte untereinander beseitigen? Darauf hat Job eine klare Antwort: „Wenn die Regierung beseitigt wird.“

Uigurische Diaspora: Familie und Zusammenhalt



Die Uigur*innen sind eine Volksgruppe aus Zentralasien, von denen rund 90% in der Provinz Xinjiang im Nordwesten Chinas leben. Mit ca. 20 Millionen Angehörigen bilden sie die zweitgrößte muslimische Bevölkerungsgruppe und zugleich größte ethnische Minderheit des Landes. Seit einigen Jahren machen Menschenrechtsgruppen vermehrt auf die grausame Unterdrückung und Verfolgung durch die chinesische Regierung aufmerksam. Chinesische Machthaber behandeln Angehörige der Volksgruppe als potentielle Staatsfeinde. Sie stehen unter ständiger Überwachung, werden willkürlich inhaftiert und gefoltert. Es wird vermutet, dass insgesamt bis zu 1 Million Uigur*innen in sog. "Umerziehungslagern" eingesperrt sind und einer politischen Indoktrination unterzogen werden. Die Zahl der Asylanträge von Uigur*innen in Europa steigt stetig.

Über ihre Erfahrungen berichtet uns unsere langjährige Kollegin Amangül Anwar. Sie lebt seit vielen Jahren in Karlsruhe und ist sehr aktiv in der uigurischen Diaspora, unter anderem im *Weltkongress der Uiguren*.

“Als eine Minderheit das eigene Land zu verlassen ist nicht einfach und gleichzeitig eine Entscheidung fürs Leben. Uigur*innen haben es in unserer Heimat nicht leicht und daher ist es für einige von uns in der Diaspora eine Pflicht, für unsere Landsleute zu kämpfen. Es bedeutet für mich einerseits, dass ich von meinen Rechten Gebrauch machen kann und dass ich eine freie Person bin. Und andererseits bedeutet es für mich Kummer, getrennt von der Familie und langjährigen Freunden zu leben. Das Kontaktverbot mit der eigenen Familie tut am meisten weh. Man weiß nicht, was morgen mit ihnen geschehen wird und die Ungewissheit bereitet oft schlaflose Nächte.



Doch das gibt uns wieder Kraft, vor allem in einem demokratischen Land wie Deutschland für die Menschenrechte zu kämpfen. Menschenrechte gelten für alle gleich, egal welche Nationalität, Religion oder Herkunft. Daher bin ich stolz zu sagen, dass ich in Deutschland die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf die unmenschlichen Situationen lenken kann. Auch wenn wir die großen Medien nicht immer erreichen können, ist der Versuch, einzelne Menschen zu erreichen, auch effektiv.



Diese Absicht verbindet die uigurische Gemeinschaft in Deutschland. Die Mehrheit der Uigur*innen in Deutschland hat noch Familie in der Heimat. Daher begegnet man sich auf

Demonstrationen oder in Onlineforen. Man kennt sich untereinander und versucht, sich gegenseitig zu helfen. Das Wissen wird untereinander geteilt, sodass man nicht auf die falsche Bahn geleitet wird.

Da aber die Sprache die größte Herausforderung ist, sind viele bereit, auch bei Terminen zu dolmetschen. So entsteht der Kontakt untereinander. Wir möchten unsere Kultur und Sprache auch den künftigen Generationen weitergeben. Deshalb haben wir in den letzten Jahren immer versucht, Feste zusammen zu feiern, damit die Kinder ihre Herkunft nicht vergessen. Gerade in Deutschland ist vieles möglich, wenn man die Regelungen beachtet. Es gibt viele Möglichkeiten, Hilfe zu bekommen. Klar dauert es wegen der Bürokratie etwas länger und hier und da gibt es noch Benachteiligungen, aber im Allgemeinen kann man sagen, dass es immer eine Lösung für ein Problem gibt. Man kann sich an Hilfezentren wenden oder an Organisationen, die bedrohten Völkern helfen und diese unterstützen.“

Palästina: Leben mit Al Audaa (die Rückkehr)

Unsere Mitarbeiterin Eman kam vor 17 Jahren als junge Frau von Palästina nach Deutschland. Für den fka unterrichtet sie MiA-Frauenkurse. Sie ist Mutter von drei Kindern, hat am KIT ihren Master absolviert, schreibt zurzeit an ihrer Dissertation und ein Buch auf Arabisch. Mit ihren Beiträgen auf Social-Media-Kanälen und durch Personal Coachings möchte sie anderen Frauen die Chance eröffnen, sprachliche und kulturelle Barrieren abzubauen und sich dadurch in Deutschland gut zurechtzufinden. Als Palästinenserin beschreibt sie hier ihre Einschätzung der palästinensischen Diaspora, die sowohl von der Hoffnung auf Rückkehr als auch von den Bemühungen, in der neuen Heimat anzukommen, geprägt ist.



“Seit mehr als siebenzig Jahren befindet sich Palästina in einem palästinensischen-israelischen Konflikt, infolge dessen vielen Palästinenser*innen aus ihren Geburts- und Wohnorten vertrieben wurden (1948). Eine zweite große Fluchtbewegung gab es im Jahr 1967, als sich Angehörige der Bevölkerungsgruppe erneut dazu gezwungen sahen, ihre Heimatorte und Zufluchtsstätten zu verlassen.

Um diese beiden Gruppen voneinander unterscheiden zu können, nannte man erstere *Laheen* (arab. für Flüchtling) und letztere *Nazehin*, was so viel bedeutet wie “Vertriebene, die in ihrem eigenen Land geblieben sind”. Die meisten der *Nazehin* haben eine Flucht zwei Mal durchlebt. Eine Tatsache, die an sich schon schwer wiegt, durch den Umstand, dass manche Hilfsorganisationen (u. a. UNRAWA) sie nicht registrierten und Betroffene somit von Hilfestellungen und Versorgungsleistungen ausgeschlossen waren, noch härter ist. Auch wenn eine solche Unterstützung niemals die Verluste der Flüchtlinge oder der Vertriebenen ersetzen kann, so ist sie für die meisten Familien dennoch unschätzbar wertvoll.

Heutzutage leben Generationen von palästinensischen Flüchtlingen über verschiedene Länder verteilt. Die meisten von ihnen leben bis heute in Flüchtlingslagern der Nachbarländer Jordanien, Syrien, und Libanon. Ihr Leben ist geprägt von Arbeitslosigkeit und Armut, weshalb die eigene Weiterbildung sowie die Ausbildung der Kinder einen immer höheren Stellenwert einnimmt. Die meisten Palästinenser*innen älterer Generationen haben sich den Lebensunterhalt in ihrer Heimat noch durch Landwirtschaft verdient und weniger Wert auf eine Ausbildung oder Schulbildung gelegt. Durch Kriege und Konflikte verloren sie ihr Land und damit ihre einzige Einkommensquelle und Altersvorsorge. Gleichzeitig konnten sie beobachten, dass die Menschen in größeren Städten, die in Büros für Firmen arbeiteten, nicht so sehr von der Arbeitslosigkeit betroffen waren. Daraus entwickelte sich ein Erkenntnis, die sich Generation für Generation verfestigte: Eine Schul- oder Ausbildung steigert die Chancen auf ein geregelteres Einkommen und somit die Möglichkeit, sich selbst und der Familie eine sicherere Zukunft zu geben. Leider haben Angehörige der Diaspora immer noch Schwierigkeiten dabei, eine Arbeit zu finden. Eine neue Sprache zu erlernen ist ebenfalls nicht leicht.

Angehörige der palästinensischen Diaspora außerhalb der arabischen Länder (viele sind in die USA oder nach Europa geflohen) versuchen sich zu vernetzen, um nicht in der neuen Gesellschaft mit einer anderen Kultur, einer anderen Sprache und Mentalität, anderen Religionen, Sitten und Ritualen verloren zu gehen. Diese interkulturellen Unterschiede stärken den Zusammenhalt zwischen Palästinenser*innen. Gemeinsam versuchen sie, ihre alten Traditionen, die arabische Sprache sowie deren alte Akzente – kurz gesagt: ihre alte/ursprüngliche Identität – zu bewahren. All dies geschieht nicht zuletzt in der Hoffnung, eines Tages nach Palästina zurückkehren zu können. Diese Hoffnung wächst stetig. Nach einem Besuch in der Heimat ist sie besonders stark. Die Rückkehr (*Al-udaa*) wird in der palästinensischen Diaspora viel diskutiert und meint in diesem Kontext das Recht auf Heimkehr. Durch diese Hoffnung behält die palästinensische Diaspora bis heute die Erinnerung an ihre erste Flucht wach. Angehörige erinnern sich an die Häuser, die wahrscheinlich nicht mehr existieren und geben Erzählungen über ihre Flucht an jüngere Generationen weiter.

Die geschilderten Umstände hindern Palästinenser*innen jedoch nicht daran, sich auch in das neue Umfeld zu integrieren. Sie lernen die neue Sprache und bemühen sich, durch ihre Arbeit und das Knüpfen von Kontakten zu Angehörigen verschiedener Kulturen ein aktiver Teil der Gesellschaft zu werden. Ein Großteil meiner Familie lebt beispielsweise in den USA. Dort befinden sich Menschen palästinensischer Herkunft zwar in einem neuen Land mit einer neuen Sprache, neuen Sitten und anderen Religionen, dennoch werden sie mit der Zeit Teil dieser neuen Gesellschaft. Allerdings dürfen in der palästinischen Küche bei den meisten, wenn nicht sogar bei allen Familien einige Rezepte, wie Falafel oder Mankisch (Fladenbrot mit Thymian) nicht fehlen. Sie werden weitergegeben, die Tradition bewahrt. In traurigen ebenso wie in freudigen Zeiten.

"Vorbereitet und erfolgreich nach Deutschland"

Als große Herausforderung sich in einem neuen Umfeld zurechtzufinden wird von Menschen in der Diaspora oft das Erlernen einer neuen Sprache genannt. Unsere Kollegin Daniela Willmann berichtet von ihren Erfahrungen als Lehrkraft in Gambia im EU-finanzierten Projekt, „Vorbereitet und erfolgreich nach Deutschland“, in dem der fka als Untervertragsnehmer der Diakonie Baden mitarbeitete. Das Projekt setzt sich zum Ziel, die sprachlichen Hürden durch Deutschkurse bereits vor der geplanten Migration zu minimieren und den Teilnehmenden das Ankommen in der neuen Heimat zu erleichtern.



Daniela Willmann arbeitet als Lehrkraft für unsere Erstorientierungskurse im Raum Karlsruhe. Ende 2019 hatte sie die Möglichkeit, für mehrere Monate einen Deutschkurs in Brikama/Gambia zu leiten, konnte Einblicke in die Gegebenheiten vor Ort gewinnen und sich ein Bild des Landes machen, aus dem viele Teilnehmer*innen ihrer EOKs kommen.

“Im Jahr 2019 hatte ich die Möglichkeit, mit einer Kollegin nach Gambia zu fliegen. In Brikama bot der fka im Rahmen des Projekts „Vorbereitet und erfolgreich nach Deutschland“ ein Deutschkurs an, in dem ich unterrichtet habe. Wir wurden von Anfang an sehr herzlich aufgenommen und verbrachten ein paar schöne und lehrreiche Wochen in Gambia.

Das Projekt ist ein zweigeteiltes Programm, in dem neben Deutschkursen auch eine Beratung angeboten wird, die meine fka-Kollegin Arcangela mit größter Motivation übernahm.

Obwohl wir für den Kurs erst Teilnehmende finden mussten, konnten wir schneller starten als gedacht. Zum einen gab es bisher keine professionellen Deutschkurse in Gambia. Zum anderen gaben Arcangela und ich in der ersten Woche unseres Aufenthalts zwei Fernseh-

Interviews, in denen wir das Projekt vorgestellt und dazu aufgerufen haben, sich für die Teilnahme an einem unserer Kurse zu bewerben. Kurz darauf explodierte unser E-Mail-Postfach. Wir erhielten über 300 Bewerbungen, von denen wir nur 10 % annehmen konnten. Schlussendlich wählten wir 30 Personen aus und verteilten sie auf zwei Kurse. Am 23. September konnten dann ein Vormittags- und ein Nachmittagskurs starten.

In den Kursen arbeiteten neben mir noch zwei gambische Lehrkräfte, die normalerweise als Privatlehrer tätig sind. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren vom ersten Tag an sehr motiviert und versuchten das Gelernte in kleinen Gesprächen anzuwenden – sogar in der Pause! Sie interessierten sich sehr für die Sprache und das Leben in Deutschland. Besonders gerne bereiteten sie kurze Dialoge oder Präsentationen mit ihrer Partnerin oder ihrem Partner vor. In den regelmäßig anberaumten Tests schnitten fast alle Kursbesucher gut ab. Probleme gab es allerdings in puncto Hausaufgaben und Anwesenheit – der Grund hierfür: die meisten der Teilnehmenden müssen nebenher noch arbeiten oder studieren. Zusätzlich einen 20-stündigen Kurs in den Alltag zu integrieren, ist beinahe unmöglich, weshalb uns einige von ihnen wieder verlassen mussten.



Da das Interesse an einem Deutschkurs jedoch nach wie vor groß war, entschied ich mich dazu, den Vormittagskurs auf drei Tage zu reduzieren und an den zwei anderen Tagen neuen Personen die Chance zu geben, einen Kurs zu besuchen. Die Plätze waren schnell vergeben und die Motivation hoch.

Für den letzten Unterrichtstag planten Arcangela, Isatou – unsere Kollegin vor Ort – und ich eine Abschlussfeier mit kleinen Snacks. Mit einem lachenden und einem weinenden Auge nahmen wir Abschied von Gambia – wir drei hatten uns zu einem richtig guten Team entwickelt.

Zurück in der Heimat fragte ich mich, wie es für Personen aus Gambia ist, die nach Deutschland kommen und wichtige Feiertage nicht mit ihren Familien verbringen können? Da die große Mehrheit aus Gambia muslimisch ist, begehen die meisten Gambier*innen in Deutschland hauptsächlich islamische Feiertage. Ich habe mit zwei Personen gesprochen und gefragt, was sie an den Feiertagen machen. Sie haben mir gesagt, dass sie die Feiertage mit Freunden verbringen, die sie hier kennengelernt haben und mit ihren Familien und Bekannten in Gambia sprechen.

Zum Telefonieren nutzen sie Messengerdienste, was nicht so einfach ist, weil das Internet in Gambia oft ausfällt und es dadurch zu Unterbrechungen in den Gesprächen kommt. Die Teilnehmer*innen aus Gambia erzählen, dass viele sehr religiös sind und zu Hause oder in der Moschee regelmäßig beten. Bei einer Feier darf gutes Essen nicht fehlen. Geflüchtete, die in einer Gemeinschaftsunterkunft leben, treffen sich deshalb an Feiertagen und kochen etwas Besonderes. Das kann eines der berühmten gambischen Gerichte, wie Domoda, Benachin oder Supakanja sein oder einfach eine Pasta. Personen, die noch in einer Erstaufnahmeeinrichtung leben, müssen das essen, was sie bekommen, was an manchen Tagen besonders schwierig ist.“

Das Projekt ist mittlerweile abgeschlossen. Aufgrund des hohen Interesses an den Projektinhalten (Deutschkurs und Beratung), den noch bestehenden Verbindungen nach Gambia sowie den Plänen des fka, das derzeit nur in Dakar angesiedelte House of Hope auch im Nachbarland aufzubauen, wird es ab Mitte des Jahres eine vom Verein getragene Neuauflage des Projekts geben: "House of Hope – Legale Migration". Weitere Infos hierzu finden Sie in Kürze auf unserer Website (<https://fka-ka.de>).

Praktikant*innenbericht: Nur Kaffee kochen? Fehlanzeige!

Viele kleine Leute in vielen kleinen Orten, die viele kleine Dinge tun, können das Gesicht der Welt verändern.



Hallo alle zusammen,

wir, Carmen, Katja und Samira sind bereits 4 oder 5 Monate Praktikantinnen beim Freundeskreis Asyl Karlsruhe und können bestätigen: nicht nur unser Talent für das Kaffeekochen ist hier gefragt. Du bist beim fka als Praktikant*in genau richtig, wenn

- du innerhalb kürzester Zeit viele Menschen und Orte in Karlsruhe und Umgebung kennenlernen möchtest
- du gerne frischen fair-trade Kaffee trinkst
- du viele Personen aus anderen Kulturkreisen und ihre Traditionen treffen willst
- du beim Erstorientierungskurs (EOK) die deutsche Sprache erstmal so richtig kennlernlernst, obwohl du dir sicher bist, dass du sie bereits beherrschst
- deine Hausaufgabenschüler*innen besser multiplizieren können als du
- du deine Kenntnisse in mindestens einer Fremdsprache vertiefen möchtest
- du vorhast, im Laufe deiner Praktikumszeit Afrika (z.B. Gambia) näher kennenzulernen

Von der Unterstützung in der Sozial- und Verfahrensberatung über Hausaufgabenbetreuung bis hin zum Unterrichten bei EOKs ist alles dabei. Das Arbeitsklima nimmt sich der fka

natürlich besonders zu Herzen. Hier wird in einem sehr angenehmen und internationalen Flair gearbeitet. Diese Atmosphäre ist geprägt von den vielfältigen Kulturen und Identitäten der fka-Mitarbeiter*innen und natürlich von deren Erfahrungen aus aller Welt. Alle bringen eine gewisse Leichtigkeit und Gelassenheit mit. Egal ob Sprache, Religion, Sitten oder Bräuche, in der Mittagspause gibt es immer Themen für interessante, inspirierende Gespräche. Wenn wir nicht gerade Kaffee kochen oder in der Pause das ein oder andere Pläuschchen abhalten ;), findet man uns beim Bearbeiten von Quartalsstatistiken, in einer Fundraising-Sitzung via Zoom/Skype/Google Meet, oder beim Recherchieren über sozial-gesellschaftliche Themen, Projektanträge, etc.



Die Zusammenarbeit mit Kolleg*innen und Kursteilnehmer*innen hat unsere Sensibilität für die kulturelle Vielfalt gefestigt. Der Kontakt zu Menschen aus anderen Kulturkreisen setzt viel Einfühlungs- und Kommunikationsvermögen voraus, die wir jeden Tag unter Beweis stellen und erweitern können. Nicht nur eigenverantwortliches Arbeiten, sondern auch Teamfähigkeit sind im fka gefragt. Dadurch haben wir die Möglichkeit, unseren Blickwinkel zu erweitern und unsere bisherigen Kenntnisse persönlich und fachlich zu ergänzen. Wir haben das Gefühl, dass durch die Integrationsarbeit des fka die Welt ein Stückchen näher zusammenrückt.

Eins ist jedenfalls klar: nach einem Arbeitstag beim fka bist Du immer schlauer und voller Tatendrang.

Dafür und für alles, was wir in den vergangenen Wochen erfahren durften und noch lernen werden, möchten wir von Herzen DANKE sagen!

Eure Praktis ♥

Menschenwürde?

Eine Auseinandersetzung mit der aktuellen Situation in Bosnien

Zu den aktuellen Ereignissen, der bedrückenden menschenrechtlichen Lage und selbstorganisiertem Überleben der Flüchtenden im Nordwesten von Bosnien und Herzegowina äußert sich unsere Mitarbeiterin Mariella Winter.



An den Außengrenzen der EU, wenige Kilometer von Kroatien entfernt im Nordwesten von Bosnien und Herzegowina, sitzen mehrere Tausend Menschen fest. Nach dem Brand im Lager Lipa leben viele von ihnen inzwischen in verfallenen Ruinen in der Nähe der Stadt Bihać.

“Leben”.

In ihrem Fall muss wohl eher von “überleben” gesprochen werden. Bei tödlichen Temperaturen von bis zu -16°C , ohne Wasser- und Stromversorgung. Hinzu kommt die mehr als mangelhafte Versorgung mit Lebensmitteln und Hygieneartikeln. Und das mitten in einer Pandemie von ungeahntem Ausmaß.

Unter den Flüchtenden sind viele junge Männer, doch nicht ausschließlich. Es sind auch Familien, ältere Menschen, Frauen*, (unbegleitete) Minderjährige, Kinder. Sie berichten

von illegalen Push-Backs an den Grenzübergängen zu Kroatien, von physischer Gewalt, von Verbrennung der gerade noch übrig gebliebenen Güter durch Beamte des kroatischen (ergo europäischen) Grenzschutzes.

EU, wie steht's denn nun um die Menschenwürde? Wie sieht's denn aus mit den Menschenrechten? Selbst wenn es sich ausschließlich um junge Männer handeln würde (was nicht der Fall ist), gelten die Menschenrechte denn nicht für sie? Haben sie denn kein Recht auf körperliche und geistige Unversehrtheit (Art. 3 EMRK)? Haben sie nicht das Recht auf ein faires (Asyl-) Verfahren (Art. 6 EMRK)? Mit jedem Stoß, Schlag, Stich, mit jeder Flamme und jedem Übergriff schneidest du dir selbst ins Fleisch, zerstörst deine Integrität, wirst zu einer erbarmungslosen Heuchlerin.



Die Schutzsuchenden in ein neues Lager zu verlegen bedeutet keine Hilfe. Denn ein Lager ist ein Lager ist ein Lager ist ein Lager! Ein Lager! Für Menschen!

Der Umgang mit den Lagern innerhalb der EU-Grenzen ist nicht nur furchterregend, er ist auch perfide und sehr wohl so geplant. Die Gründe, warum Menschen beispielsweise auf Lesbos noch immer nicht gerettet wurden, haben Kalkül. Die Gründe sind rassistisch, von Kapitalinteressen geleitet und menschenverachtend. Und Menschen immer wieder an der Grenze, an einer Hoffnung auf ein menschenwürdiges Leben, zu hindern, das, liebe EU, hattest du dir das nicht selbst verboten? Und das gleich mehrfach: durch die Genfer Flüchtlingskonvention und durch die Europäische Menschenrechtskonvention.

Wie viele Städte haben sich inzwischen zu sicheren Häfen erklärt? Wie viele haben gesagt: "Wir haben Platz!?" Sicher, dass Menschen aus diesen grauenhaften Verhältnissen nicht gerettet werden ist auch Mitschuld gewisser Innenminister, hier wirft sich die Frage auf, wer denn nun am längeren Hebel sitzt und wo denn nun noch mal die "europäischen Grundwerte" sind.

Mit Mitleidsbekundungen und Betroffenheit zu reagieren ist nicht ausreichend! Auch bieten Lieferungen von Hilfsgütern oder finanzielle Unterstützung offensichtlich nicht genug

Zukunftsperspektiven. Es sind keine Millionen Menschen, die da vor den Toren der Festung Europa stehen, es sind einige Tausende.

Die Menschen im Nordwesten von Bosnien und Herzegowina fliehen vor Krieg, Vertreibung, Verfolgung, Elend – woran einige der EU-Staaten nicht ganz unbeteiligt sind (Stichwort Waffenlieferungen in Krisengebiete). Sie stranden in europäischen Lagern, wo sie verhungern, erfrieren, oder sich mit dem Coronavirus infizieren.

Die Menschen leiden nicht nur, sie sterben.

Und wir schauen kurz hin. Und dann wieder weg.

Und bei all dem Hin- und Wegschauen vergessen wir, die wir ja so besorgt sind um die Einhaltung der Menschenrechte, dass wir uns über handlungsfähige, eigenmächtige Individuen unterhalten.

Menschen, die rebellieren, gegen die Zustände.

Menschen, die sich nicht gefallen lassen, wie sie behandelt werden.

Menschen, die versuchen, unter den furchtbaren Umständen bestmöglichst für sich selbst zu sorgen.

Menschen, die sich weigern, in ein weiteres Lager zu gehen.

Menschen, die kurz vor der Räumung des Lagers von Lipa ihre Zelte selbst angezündet haben, als ein Zeichen des Widerstandes, des Unmutes.

Indem wir nur den Finger anklagend gegen die Abschottungspolitik der EU erheben, betreiben wir genauso Othring; sprechen den Menschen, mit denen wir uns solidarisch zeigen wollen, ihre Handlungsfähigkeit ab. Die aktive Handlung des Verbrennens muss als Akt der Verteidigung gesehen werden und als Anklage gegen die Institutionen, die versuchen, ihnen ihre Rechte vorzuenthalten.

Die Menschen berichten, in den heruntergekommenen Ruinen gehe es ihnen besser, als im Lager von Lipa. Das bedeutet jedoch nicht, dass sie dort bleiben sollten.

fka-News und Empfehlungen

Internationale Wochen gegen Rassismus



Die Internationalen Wochen gegen Rassismus 2021 finden auch in Karlsruhe im Zeitraum vom 15. März bis zum 28. März statt. Das Netzwerk gegen Rassismus hat eine Menge spannender Veranstaltungen, Lesungen, Theater, Diskussionen, Ausstellungen und vieles mehr zusammengetragen. Eine Übersicht über die Veranstaltungen findet ihr hier: www.iwgr-ka.de/ oder auf den sozialen Medien unter dem Hashtag #iwgrKA.

Wir bieten eine Veranstaltung zum Thema "Zwischen Ferne und (neuer) Heimat – Uigur*innen in Deutschland und Europa" an.

Was? Vorträge von Dr. Mukaddas Mijit und Ghayur Kurban, anschließende Diskussionsrunde

Wann? 18.03.2021, 19 – 21 Uhr

Wo? Online, Anmeldungen bitte an mariella.winter@fka-ka.de

Ein Teil der Veranstaltung findet auf Englisch statt.

Weitere Informationen zu den Internationalen Wochen gegen Rassismus in Karlsruhe findet ihr unter www.iwgr-ka.de

Ayandeh – meine Zukunft!

Anfang Januar starteten wir mit unserem neuen Projekt **Ayandeh – meine Zukunft!** Es richtet sich vorrangig an Menschen, die Arbeitslosengeld II beziehen, Kinder haben und einen Sprachkurs besuchen.

AYANDEH

Meine Zukunft!

Mit der sog. "Flankierung" des Sprachkurses werden wir unsere Klient*innen in wöchentlichen Treffen begleiten, um herauszufinden, ob sie im richtigen Sprachkurs sind, wo ihre Interessen und Stärken liegen und wie sie selbst diese in Zukunft so nutzen können, dass sie nicht mehr auf andere angewiesen sind. Ziel ist es, die Kapazitäten und Kompetenzen der Teilnehmer*innen zu erkennen, um sie zu einem erfolgreichen Abschluss des Sprachkurses und auch darüber hinaus unterstützend zu begleiten.

Wir bedanken uns beim Europäischen Sozialfonds für die Unterstützung des Projektes und freuen uns auf die Zusammenarbeit mit dem Jobcenter Karlsruhe!

Personaländerung in MBE Germersheim

Wir freuen uns darüber, dass unsere langjährige Mitarbeiterin Sabine Meglio seit Beginn des Jahres nun auch die Migrationsberatung für erwachsene Zuwanderer (MBE) an unserem Standort in Germersheim übernimmt. Das Programm wird gefördert vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF).

ArrivalNews

Die Münchner Zeitung *ArrivalNews* richtet sich in einfachem Deutsch an Geflüchtete. Es gibt sie jetzt auch als überregionale Ausgabe für alle Länder und Regionen – ohne Münchner Lokalteil, dafür aber mit Infos, Veranstaltungen und Tipps, die auch noch im letzten Eck funktionieren! Dadurch kann nun aber auch wirklich jede*r die Zeitung genießen. Ihr möchtet die ArrivalNews kostenlos abonnieren? Dann schreibt einfach an redaktion@arrivalaid.org